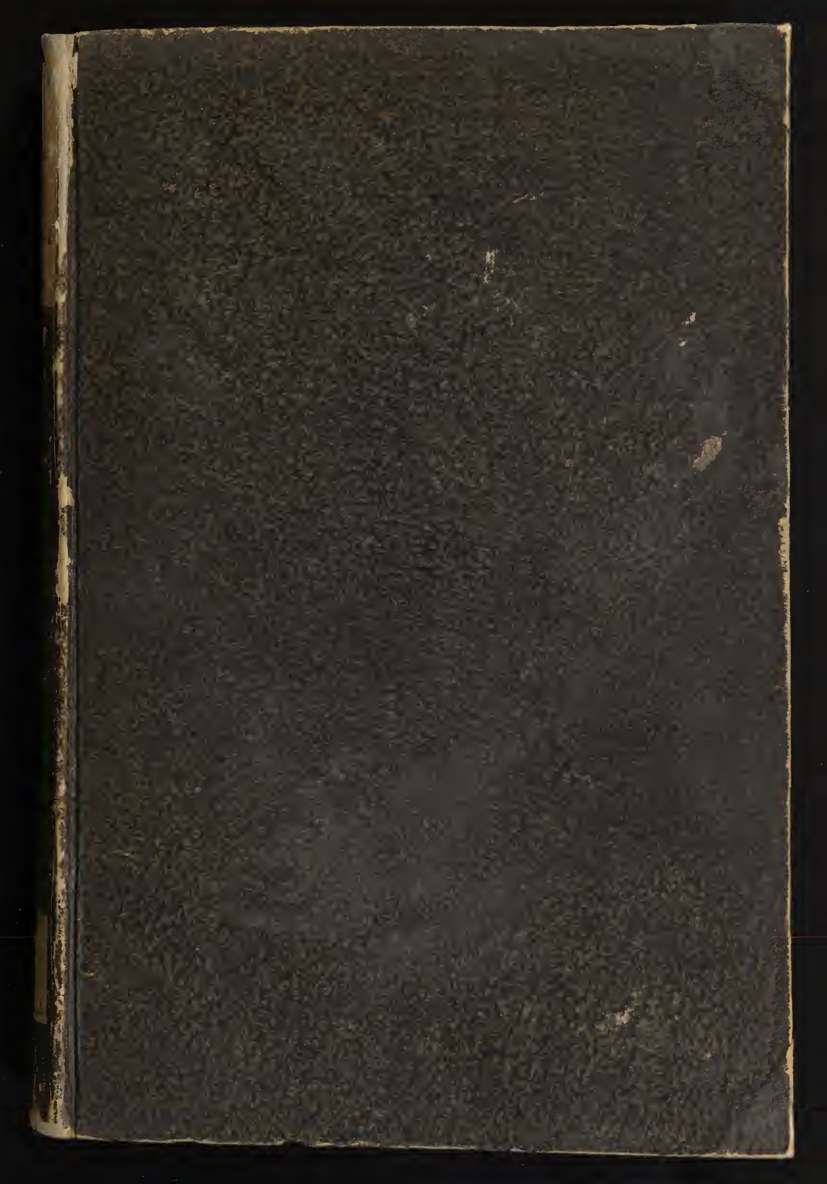
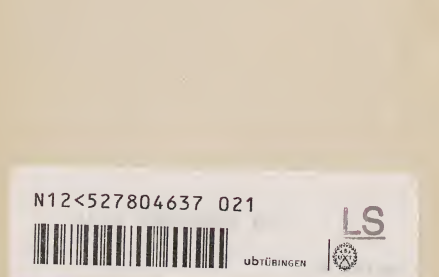



N12<527804637 021
ubTÜBINGEN
LS



Dr. Alex. Duff.

Die Denomination und die Missionskirchen.

Es wird gegenwärtig auch in politischen Zeitschriften anerkannt, daß wir in einer Zeit leben, in der die religiösen Gegensätze ebenso schroff hervortreten, als das Bedürfniß ihrer Versöhnung lebhaft empfunden wird.*) Wie sind nur die Herzen glaubiger Katholiken unserer Tage getheilt zwischen dem Wunsch einer Stärkung des alternden Papstthums, und dem Verlangen nach einer freieren Entwicklung der Landeskirchen! Wenn Tausende ihre Hoffnung auf das kommende Concil setzen, das die Unfehlbarkeit des Papstes proklamiren soll, bekennen doch auch gar viele mit F. Baader und Chateaubriand, daß der Katholicismus die Stärke des Papstthums sei, so wie das Papstthum die Schwäche des Katholicismus. Welcher Richtung oder Schule die größere Kraft inwohne, wollen wir hier nicht untersuchen; wir glauben auch nicht, daß der Ausspruch des Concils, wie er immer ausfallen mag, den Sieg der einen oder andern Partei endgiltig entscheiden wird.

Sehen wir zunächst auf die vielgetheilten protestantischen Kirchen, so erkennen wir in ihnen denselben starken Zug, sowohl den zur Verschärfung der Gegensätze, wie den zu ihrer Vereinigung oder Vermittlung. Wie schroff manchmal die Vertreter der einzelnen Gemeinschaften auftreten, wissen wir wohl alle genugsam: sind doch erst neulich Reformirte und Unirte mit Zulukaffern verglichen worden; der eifrige Baptist aber steht darin dem strengen Lutheraner um nichts nach, noch wird ein ächter Sohn der freien Kirche Schott-

*) „Die Lösung der religiösen Zeitfrage.“ Beilage zur Allg. Zeitung 1869. Nro. 147.

lands in diesem Punkte hinter dem begeisterten Anglikaner irgend zurückbleiben. Am derbsten und unverholensten vielleicht sprechen sich diese Gegensätze in amerikanischen Zeitschriften aus, als welche mit Phrasen und Machtsprüchen gespickt sind, die den Theologen diesseits des Meers geradezu anekeln können. Doch den eigentlichen Streithähnen wollen wir ausweichen und begnügen uns, einen milden Methodisten anzuhören. Derselbe sagt (Apologet von Cincinnati 1868):

„Wir haben eine fromme, thätige Gliederschaft nöthig, die für die Einrichtung unserer Kirche begeistert ist. Eine Gemeinde ohne Frömmigkeit ist ein dumm gewordenes Salz; ein Bekenner Jesu, der des Herrn Willen nicht thut, ein Spott auf die Religion. Frömmigkeit ohne entsprechende Missions- und Gemeindethätigkeit ist eine Unmöglichkeit, und wer da gleich den Mönchen und Nonnen seine Gottseligkeit in eine bequeme Karthause verschließen und nicht mit derselben wuchern will, der sollte den lieben Gott bitten, ihn so schnell als möglich ins Himmelreich abzurufen. Und zwar haben wir als Methodisten, wenn unsere Arbeit gesegnet sein soll, mit evangelisch-methodischen Waffen zu kämpfen, wozu natürlich die Begeisterung für die methodistischen Einrichtungen nöthig ist. Wir sagen Begeisterung, was viel mehr bedeutet als 'Sichgefallenlassen'. Ohne andern Benennungen zu nahe zu treten, müssen wir konsequenter Weise daran festhalten, daß unsere Organisation, unsere Einrichtungen und Gebräuche die besten sind; halten wir andere für besser, so ist unser Platz nicht in der Methodistenkirche. Weg deshalb mit jenem Gewinsel und Gemurr über diese und jene Regeln! Die kirchlichen Regeln sind uns zur Ausführung, zum Halten gegeben, nicht deshalb, um daran herum zu rütteln und alles besser wissen zu wollen. Das ehrliche Thun wird uns von der Zweckmäßigkeit der Regeln überzeugen. Was würde man von Lutheranern sagen, welche die Konfirmation verwerfen? Es sind keine Lutheraner. Wie würde man Katholiken nennen, welche den Papst nicht anerkennen? Nach Pater Oertels Ausdruck Auch-katholiken. Laßt uns keine Auchmethodisten sein. Diejenigen evangelischen Kirchen, die nebst dem Grund des Wortes begeistert für ihre Eigenthümlichkeiten mit diesen ihr Werk angriffen, haben immer den meisten Erfolg gehabt. So war es mit dem alten Methodismus, so wird es in der Gegenwart sein. Wir mögen im

alten Weg je nach Umständen neue Geleise finden; aber der Hauptsache nach gilt es, mit Enthusiasmus an den alten bewährten Landmarken festzuhalten, uns mittelst unserer Regeln selbst tüchtig zu discipliniren und als evangelische Christen, als Methodisten, mit evangelisch=methodischen Waffen auf den Kampfplatz zu treten, und Gott wird das Werk unserer Hände fördern und uns den Sieg verleihen."

Daß aber neben dieser im Steigen begriffenen Ausschließlichkeit die verschiedenen Religionsverwandten auch einen gewaltigen Zug zu gegenseitigem Anschluß verspüren, läßt sich gleichfalls nicht verkennen. Wann wäre mehr über Union, Konföderation, Koalition, Allianz und dergleichen Stichworte verhandelt worden, als gerade in unsern Tagen? Versucht man doch beinahe jedes Jahr frische Anläufe in dieser Richtung, wozu als neuester Beleg das von einem Philosophen für die Religiösen aller Farben aufgestellte Bekenntniß dienen mag: „Ich glaube an den gottgeweihten Beruf des Menschen und der menschlichen Gesellschaft in dem Reiche Gottes, welches da ist ein Reich der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe, und verpflichte mich zur Nachfolge Christi in diesem Berufe." Weiter noch gehen freilich die Propheten des Christianisme libéral in der französischen Schweiz, die zur Koalition aller freien Denker einladen, und Atheisten wie Deisten mit Freuden willkommen heißen, indem sie es jedem freistellen, ob er sich Gott als erste Ursache oder absolute Substanz, als schwankungsloses Gesetz oder als freien Willen denken wolle.

Welcher einfältige Christ kann sich der Erkenntniß verschließen, daß in dem doppelten Zeitdrang, von dem die Rede ist, seelengefährliche Krankheitssymptome liegen, wenn er auch im einen wie im andern eine göttliche Berechtigung ahnt. Wir glauben an Eine allgemeine Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen, und möchten sie genießen und verwirklichen, so viel an uns ist; aber während wir dem ferneren Bruder über irgend welchen Zaun hinüber die Hand reichen, ärgern wir den näherstehenden, der uns schon zum Abfall neigen sieht. Charity begins at home: wir ziehen uns also in unsere engere Gemeinschaft zurück, lehnen uns möglichst an die gegebene Kirchenform an, indem wir manche individuelle Ueberzeugung, dies und jenes subjektive Gelüste zurückdrängen, um im eigenen Hause ein gedeihliches Leben zu fördern. Bald aber zeigt sich, daß kein

Glied des Leibes Christi gedeihen kann ohne Antheil am Leben der andern, und das vorerst abgewiesene Problem drängt sich in immer neuen Formen wieder auf. Vielleicht am meisten geschieht dieß in der Mission.

Wie wunderbar wird es doch dem reisenden Missionar ums Herz, wenn er nach wochenlangem Verkehr mit Heiden und Muselmanen an Gräbern vorbeikommt, auf denen Kreuze stehen. Er mag gehört oder gelesen haben, die Katholiken jener Gegend unterscheiden sich in nichts von den Heiden, als daß sie andere Bilder anbeten und andere Namen anrufen; Einer von diesen anderen Namen übt doch seinen Zauber auf ihn aus. Er steht still und läßt sich in ein Gespräch ein, vermeidet von Unterschieden zu reden, fühlt, wie freundlich ihm Alles entgegenkommt, und möchte im Vorbeigehen segnen und erbauen auf dem Einen Grund, der gelegt ist. „Aber warum nicht in die Kirche kommen? Halten Sie uns eine Messe!" Er zögert, läßt sich endlich die Kirche zeigen, spricht noch im Freien einiges, wovon ihm das Herz voll ist, und geht weiter, herzlich bedankt und erfrischt von den einfachen Leuten.

Wie gar anders aber fällt der nächste Besuch aus, wenn etwa gerade der Katechist da ist! Alle Unthaten Luthers, des Landgrafen und Heinrichs VIII werden dem Ketzer vorgeworfen, als habe er die reine Gemeinde zu denselben verführen wollen. Er mag nicht von ferne an Proselytiren gedacht haben; dennoch muß er ein schlauer Wolf gewesen sein, der in die Schaafheerde sich eingeschlichen, um zu rauben und zu zerreißen. Natürlich meidet er fortan solche Begegnungen, um nicht mehr zu verwirren als zu nützen. Schiedlich friedlich! Trotzdem aber wird er das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht wieder los.

Zwei baptistische Missionare unternahmen (Januar 1868) eine Untersuchungsreise in den Norden von Barma. Da begegnet ihnen — tief im Heidenlande — eine Karawane von Maulthieren, 500—1000, geführt von Chinesen. „Mussli!" rufen einige von ihnen, um anzuzeigen, daß sie Muselmanen seien. Zwei junge Chinesen aber, wie sie Miss. Cushing erblickten, schauten ihn gar aufmerksam an, bekreuzten ihre Stirnen und riefen aus: „Christian!" Cushing erwiederte das Zeichen und wiederholte das Wort Christian. Und augenblicklich stürzten sie auf ihn zu, knieten vor ihm nieder, küßten ihm die Hand und zeigten einen an Bischof Bigaudet adres-

sirten Brief. „Ich,“ schreibt Miss. Rose, „war weiter hinten und sah nichts von dieser Begegnung. Nachher als sie zu mir hertraten, mußte ich gleich denken, das sind bekehrte Chinesen; so umarmte ich sie mit Zeichen aufrichtiger Liebe, welche ich wirklich fühlte. Sie zeigten auch mir den Brief an Bischof Bigaudet, worauf ich ihnen zu verstehen gab, daß ich ihn kenne. Darüber schienen sie eben so vergnügt, als ich es war. Nach meiner Rückkehr in die Hauptstadt Mandalay sah ich diese beiden jungen Leute bei Vater Abona. Sie erinnerten sich meiner, traten heran und schüttelten mir die Hand. Die katholischen Missionare in der Provinz Jünnan hatten sie unter der Hand nach Tali geschickt, wo sie sich dann an jene Karawane anschlossen. Sie berichten, daß Jünnan vom Krieg sehr zerrüttet sei, daher von dort keine Karawanen sich durchschlagen können u. s. w.“

Wenn schon Katholiken und Protestanten in heidnischen Ländern bei der ersten Begegnung einen solchen Zug zu einander verspüren, wie viel mehr, sollte man meinen, müssen da die verschiedenen Abtheilungen des Protestantismus sich der gemeinsamen Wurzel bewußt werden. Bei den hervorragendsten Missionaren ist dies natürlich immer der Fall gewesen. Für sich selbst mochten sie noch so streng ihrem besondern Kirchenpanier anhangen, mochten es auch rühmend im engeren Kreise entfalten, im Verkehr mit anders denkenden Christen mußte doch die Regimentsfahne gegen das gemeinschaftliche Zeichen des ganzen christlichen Heeres zurücktreten. Wie laut erhob z. B. im Jahr 1834 der selige Rhenius seine Stimme, um in dem viel angefochtenen Büchlein „Union of all Christians“ dem Parteigeist, der ihm ein Hauptgrund des Unsegens in der Mission schien, entgegenzutreten. Er sagt besonders im Blick auf Indien:

„Wie viele Arbeitsjahre, wie viele Leben, welche Summen Geldes sind schon für die Missionssache geopfert worden — und doch ist, mit etlichen Ausnahmen, wenig erreicht. Man bemüht sich neuestens sehr den Grund davon zu entdecken. Aber, meine Brüder, ein großer Grund liegt doch am Tage. — Die Kirche Christi bietet einen wunderlichen Anblick dar, sicherlich zum Erstaunen der Engel und aller wahrhaft erleuchteten Menschen. Alle scheinen der Uneinigkeiten müde, alle sagen, sie beten dagegen und flehen um die Ausgießung des heiligen Geistes; sie thun es auch

und versichern sich gegenseitig, sie verachten einander nicht um anerkannt geringfügiger Unterschiede willen. Doch wagt der Kirchenmann nicht, mit seinen Dissenterbrüdern zu beten; er darf solchen seine Kanzel nicht anbieten. Mancher Dissenter-Prediger aber ließe diesen oder jenen, den er als Bruder anerkennt, nicht zum heiligen Abendmahl zu. Ueberall fürchtet man Verwirrung, wenn einer sich über die alten Grenzpfähle hinüberschwingen wollte. So werden denn von verschiedenen Gemeinschaften Missionare zu den Heiden geschickt, das Reich Christi auszubreiten; sie thun es auch, aber so, daß sie — mit Ausnahmen natürlich — mehr oder minder deutlich zu verstehen geben, wie ein Jeder nur seine eigene Form für die richtige halte. Ist es ein Wunder, wenn die christliche Liebe gehindert, Neid und Verstimmung genährt, das Gebet heuchlerisch und unerhörbar wird, und die Heiden endlich sagen: Arzt, heile erst dich selbst? — Und das wäre doch möglich ohne den aussichtslosen Versuch, alle Formen in Eine umzugießen, — warum sollte ich nicht die meine, wenn sie mir als die schriftgemäßeste erscheint, beibehalten und doch die gleiche Ueberzeugung des Andern ehren und über den Unterschieden Bescheidenheit üben lernen? Zeigt mir nicht Gott, wie Er schon in der Schöpfung Verschiedenheit liebt, und wie Er, sein Reich auszubreiten, sich oft der unscheinbarsten Werkzeuge bedient? Natürlich suchen wir keine Vereinigung mit denen, welche sich nicht an das Haupt halten, keine mit denen, die Christi Gottheit oder seine Versöhnung läugnen; auch nicht mit den offenbaren Bösen irgend welcher Kirche, über die uns der Apostel sagt: Thue dich von solchen! So lange aber wirkliche Brüder in Christo einander fremd bleiben und sich scheu gegen einander verhalten, lacht uns der Feind aus. Diejenigen Missionsgesellschaften tragen eine große Verantwortung, die ihre Arbeiter mehr an ihre eigenen Formen und Ordnungen binden, als an die Nachfolge Christi und an die Leitung seines Geistes" u. s. w.

Diese Sätze mögen als theils selbstverständlich, theils an einer gewissen Unbestimmtheit leidend, theils auch gewagt und unpraktisch erscheinen. Eines bleibt darum doch unanfechtbar: der Geist, aus dem sie flossen, war ein eminent praktischer und wußte sich seinen Tamilgemeinden mitzutheilen. Daß es überhaupt schwer hält, die christlichen Indier strengkonfessionell zu machen, darüber stimmen im Grunde alle Missionare überein.

Die innige Verbindung, in welche Rhenius selbst mit seinen Nachbarn, den Londonern in Trawankor und den Amerikanern in Madura trat, scheint auch, nachdem ein Menschenalter dahingegangen ist, in den Gemeinden Tinnewelis noch immer fortzuwirken. Ein eingeborner (Tamil) Prediger dieser nun anglikanischen Mission hat darüber neulich in einem Aufsatz „die eingeborne Kirche in Indien" ein beachtenswerthes Zeugniß abgelegt.

Er findet sich im Madras Church Missionary Record, Februar 1869, und möge hier verkürzt einen Platz finden.

„Der Mensch braucht einmal eine gewisse Form, und wenn das bei irgend einem Volke der Fall ist, dann gewiß bei den Hindus; und uns christlichen Hindus steht die Form der bischöflichen Kirche ganz wohl an.

„Was aber bei Einführung dieser Form nöthig scheint, ist eine gewisse Anpassung, von der ich nun zu reden wage. Wir finden sie bei Thieren und Pflanzen in allen Fällen von Versetzung in verschiedene Klimas. So nun scheint mir auch die anglikanische Form einer gewissen Anpassung an den indischen Boden zu bedürfen. Die englische Kirchengeschichte braucht sich in Indien nicht zu wiederholen. Die verschiedenen Gestaltungen, welche die Kirche Englands durchlaufen, die mancherlei Wechsel, welche sie unter dem Zusammenwirken nationaler, kirchlicher und politischer Verhältnisse erfahren hat, — die heftigen Kämpfe, welche sie zu bestehen hatte, mit allen daraus hervorgegangenen Eigenthümlichkeiten, brauchen nicht auf die indische Kirche übergetragen zu werden, und die letztere muß nicht nothwendig eine Kopie oder ein Seitenstück der ersteren werden.

„Unter aller Verschiedenheit der Formen die wesentliche Einheit festzuhalten, scheint mir ein Gesetz der natürlichen, wie der religiösen Welt. Baptisten, Presbyterianer, Methodisten und Anglikaner weichen in einzelnen Punkten von einander ab, ja auch die letzteren theilen sich in verschiedene Richtungen; dennoch erkennen wir bei ihnen Einen HErrn und Einen Glauben. Verschiedene Missionsgesellschaften haben verschiedene indische Arbeitsfelder in Angriff genommen und auf denselben mit Ernst und Erfolg den Wahrheiten des Evangeliums Eingang verschafft. Selbstverständlich gehören ihre Bekehrten ihren betreffenden Gesellschaften und deren kirchlichen Einrichtungen an. Trotzdem aber ist unter den eingebornen Christen

wenig von sektirerischem (oder strengkirchlichem) Geist zu spüren. In Madras, wo Christen verschiedener Benennungen in nächster Nähe von einander auf demselben Arbeitsfeld thätig sind, mag wohl ein solches Gefühl vorhanden sein; in Tinneweli, Trawankor und Madura aber, wo das Christenthum die meisten Fortschritte gemacht und Tausende bekehrt hat, ist kaum etwas der Art zu finden, und die zur kirchlichen und Londoner Gesellschaft, wie die zu den amerikanischen Congregationalisten gehörigen Gemeindeglieder vereinigen sich gelegentlich ohne das geringste Bedenken über die Form zu gemeinsamem Gottesdienst. Ich berühre dieß nur zum Beweis, daß die eingeborne Kirche in noch bildsamem Zustande ist und sich leicht irgend einer Einrichtung oder Gestaltung anbequemt, sobald dieselbe im Einklang mit der heiligen Schrift steht. Wenn wir diesen Punkt fest im Auge behalten und auf ihn alle unsere Anstrengungen richten, werden wir gewiß auf keine unübersteiglichen Schwierigkeiten stoßen. Als vielleicht zur Erreichung des gewünschten Ziels geeignet, erlaube ich mir folgende Gedanken der Erwägung zu empfehlen:

„Die indische Kirche muß nicht durchaus mit dem Staate verbunden sein. Kirchen und Kirchhöfe mögen wohl der besondern Weihe eines Bischofs entbehren; einige jener unklaren zweideutigen Stellen im englischen Gebetbuch, über die sogar manche Geistliche der anglikanischen Kirche Gewissensbedenken haben, dürften ausfallen; eingebornen Predigern könnte unter gewissen Bedingungen erlaubt werden, einander ihre Kanzeln zu leihen; der eingebornen bischöflichen Kirche mag freigestellt bleiben, eine den Verhältnissen des Landes entsprechende Kirchenordnung zusammenzustellen. Aehnliche Zugeständnisse von Seiten anderer kirchlichen Gemeinschaften würden die eingebornen Christen allmählich auf einen gemeinsamen Standpunkt führen und das uns vorschwebende Ziel näher rücken. Ich verstehe unter diesen Zugeständnissen kein Opfer der Wahrheit und Ueberzeugung; nein, davon wollen wir kein Jota weichen, und sollte es unser Leben kosten; was ich meine, ist nur Nachgiebigkeit in Dingen, die wir als unwesentlich zur Förderung der herrlichen Sache betrachten, die in diesem heidnischen Lande uns Allen so sehr am Herzen liegt. Die Ausführung dieses Planes würde nicht nur die Grenzlinie verwischen, die jetzt zwischen der englischen Kirche und andern christlichen Gemeinschaften besteht, und die Liebe und Einigkeit

vermehren, sondern auch den Heiden zeigen, daß das Christenthum die wunderbare Kraft besitzt, Menschen jeder Kaste, Farbe und Lage in eine gemeinsame, heilige Brüderschaft zu verschmelzen.

„Gewiß ist es die Pflicht der europäischen Lehrer, in dieser wichtigen Angelegenheit den ersten Schritt zu thun. Es bedarf ja kaum der Bemerkung, daß die eingeborne Kirche in ihrer zarten Kindheit keine sehr hervorragenden Glieder, keine Männer von hoher Einsicht, klarem Kopf, weitem Herzen und vielseitigen Kenntnissen besitzt, um diesen Gegenstand ganz zu erfassen, den Kampf mit den damit verknüpften Schwierigkeiten aufzunehmen und Maßregeln zu treffen, die geeignet wären, dieser großen Lösung den Weg zu bahnen. Durch Gottes Segen bekommen wir vielleicht künftig solche Männer. Die jetzige Aufgabe betreffend den Anfang in dieser Sache steht offenbar denjenigen europäischen Missionsgesellschaften zu, durch deren Arbeiter in den verschiedenen Theilen unseres Landes Gemeinden gesammelt worden sind. Um dieß in der rechten Weise thun zu können, ist es aber sehr wesentlich, daß sie sich aller bloß englischen Ideen, frühe eingesogener Voreingenommenheiten, manchfacher Vorurtheile der Geburt und Erziehung entschlagen. Die Frage sollte durchaus unabhängig von allen jenen Verhältnissen betrachtet werden, da es sich bei ihr ja nicht sowohl um die englische Kirche, als um die künftige Kirche Indiens handelt. Wir Alle lieben die englische Kirche, aber sicherlich noch mehr unsern hochgelobten Herrn und Heiland, und wir streben aus aller Kraft darnach, Ihn und Sein Evangelium den heranwachsenden Millionen Indiens groß zu machen.

„Es sei mir erlaubt, aus Dr. Norman Macleods Rede vor der General Assembly in Schottland einige Worte beizubringen. 'Mir scheint es,' äußerte er, 'ein monströser Mißgriff, ein toller Gedanke, alle die Scheidungen und Spaltungen, die wir in Schottland angetreten oder erlebt haben, auf indischen Boden verpflanzen oder dort verewigen zu wollen. Sie sind hier auf uns gekommen ohne unsere Wahl. Da finden wir uns denn auf einem geborstenen Schiff, jeder schwimmt auf einem der vier oder fünf Stücke, und sie zusammenzusetzen vermögen wir nicht. Ich hoffe, zwei Bruchtheile sind daran, sich in einander fügen zu lassen (die freie Kirche und die U. P.). Sollen wir nun diese Stücke nach Indien überführen, und nicht lieber das ganze Schiff? oder warum sollten nicht

die christlichen Indier sich selbst ein ganzes Schiff zu bauen versuchen? Kann es in unserer Absicht liegen, ganz Hindustan mit Staats- und Freikirchen, Independenten- und Baptisten-Gemeinden, Methodisten- und Londoner-Kirchen zu besprenkeln. Ich fragte einmal einen Presbyterianer, warum er in Amerika sich nicht an andere angeschlossen habe? — Ach, sagte er, wir haben solche Unterschiede, wir können nicht zusammen beten. — Wirklich? das ist mir leid. Welche denn? — Da ist, fuhr er fort, eine ungeheure Schwierigkeit: sie singen Lieder! [statt bloßer Psalmen.] — Und können Sie nicht mit einem Bruder, der Lieder singt, unsern Heiland anbeten? — Ja, war die Antwort, unter Protest! — Mir schiens, als ob ich in Indien keinen ärgeren Brahmanismus gefunden hätte. Soll nun dieser Zopf nach Indien übergetragen werden? Es ist ein wirkliches Aergerniß, und ich bin überzeugt, die Prediger aller andern Kirchen stimmen mir darin bei, daß man in den Eingebornen den Gedanken an eine Indische Kirche zu wecken hat: nicht die Kirche einer besonderen Mission, sondern eine, die ihre eigene ist, die wir berathen, aber nimmermehr regieren mögen; eine Kirche mit katholisch-evangelischer Lehre, der sie nach eigener Uebereinkunft eine Regierungsform anpassen mögen. Lassen wir die Frage über Taufe und Ordination im Hintergrund und hüten wir uns, eine schottische oder Baptisten-Kirche zu gründen, statt einer Indischen Kirche! O daß die Zeit anbräche, da christliche Brüder übereinkämen, die Sektenunterschiede bei uns schwinden zu lassen! Jedenfalls aber schwinden sie im Heidenlande. Und warum wir zu diesem Zweck nicht mehr Berathungen, mehr herzliches Zusammenwirken, mehr Gebet mit einander haben, ist etwas, das ich rein nicht verstehe!' Der Auszug möge für sich selbst sprechen!

„Von ihrer praktischen Seite angesehen ist diese Frage unstreitig ungemein schwieriger und verwickelter Art. Ganz kann sie auch wohl in dem gegenwärtigen Zustand der Unmündigkeit und Abhängigkeit der eingebornen Kirche nicht gelöst werden. Steht Letztere einmal auf eigenen Füßen, dann mögen alle eingebornen Christen ihre Köpfe zusammenstrecken und zu den Mitteln greifen, womit diesem Endziel näher gerückt werden kann. Unsere jetzige, höchst einfache Pflicht ist nur, ihnen dazu behilflich zu sein und sie darauf vorzubereiten, indem wir sie vor allzu fein ausgeprägten oder zugespitzten Formeln bewahren, mit welchen auch die englische

Kirche sich schleppt, und solche Anbequemungen empfehlen, wie sie der Zustand und das Bedürfniß des Landes fordert. Und dieß stimmt vollkommen mit dem 34sten Artikel (der anglikanischen Kirche) überein, in welchem es heißt: 'Es ist nicht nöthig, daß Ueberlieferungen und Gebräuche überall ganz in der gleichen Weise beobachtet werden; denn sie sind zu allen Zeiten verschieden gewesen und mögen je nach der Verschiedenheit der Länder, Zeiten und Sitten wohl verändert werden, nur daß nichts gegen Gottes Wort angeordnet werde.' — Und wiederum: 'Jede Volkskirche hat das Recht, Ceremonien oder Gebräuche, die nur durch menschliche Vollmacht eingesetzt wurden, anzuordnen, abzuschaffen oder zu ändern, so daß Alles zur Erbauung gereiche.' Das englische Recht wurde bekanntlich den Bedürfnissen Indiens angepaßt, ja der gesetzgebende Körper zieht beständig die indischen und muhammedanischen Gesetzbücher zu Rathe, ehe er eine Bill zum Gesetz erhebt. Sollte nicht der gleiche Grundsatz auch in Betreff kirchlicher Angelegenheiten festgehalten werden können?"

Es ist bemerkenswerth, daß dieser Aufsatz bei der Konferenz der Geistlichen in Madras solchen Anklang fand, daß man einstimmig ihn für den Druck empfahl. Das Organ der kirchlichen Missionsgesellschaft in England (C. M. Intelligencer, Juni 1869) empfiehlt ihn der sorgfältigen Erwägung aller derer, die sich für die Wohlfahrt der künftigen Kirche Indiens interessiren.

Von England aber erschallt noch eine Stimme zu uns herüber, welche zur Genüge zeigt, daß die von dem Tamilprediger angedeutete Sachlage und das wahre Bedürfniß der indischen Gemeinden dort gehörig gewürdigt werden. Am 30. Juni 1868 hat das Kommittee der kirchlichen Missionsgesellschaft zwölf Missionaren, die nach verschiedenen Weltgegenden, die meisten nach Indien, auszuziehen im Begriff waren, ihre Instruktionen ertheilt. Diese gehen aus von der Aufgabe, die uns gestellt ist, alle Völker zu Jüngern zu machen, und von der Thatsache, daß sich diese Aufgabe bei einigen Nationen und Stämmen so viel leichter ausführen läßt als bei anderen; wie z. B. in Madagaskar das Wort Gottes in einer Weise laufe, welche der persönlichen Arbeit der Missionare einen weiten Vorsprung abgewonnen habe, während auf anderen Gebieten sich so wenig Selbstausbreitungskraft entwickle, daß man zweifeln müsse, ob das dort gepflanzte Christenthum die Entfernung des

Missionars überleben würde. Der erste Rath lautet also: „Studieret den Nationalcharakter des Volkes, unter dem ihr arbeitet, und befleißiget euch der höchsten Achtung vor seinen Eigenthümlichkeiten!" Dabei wird als eine Schoßsünde des Engländers besprochen seine verhältnißmäßige Unfähigkeit, andern Nationalitäten, schon denen des Kontinents, noch mehr aber denen halbcivilisirter und unterjochter Völker gerecht zu werden. Selbst alte Missionare haben oft beklagt, wie schwer ihnen das werde; geschehe es aber nicht, so sei auch voraussichtlich kein richtiges Urtheil über das innere Wachsthum der jungen Gemeinden fremder Zungen zu erwarten.

Die zweite Bemerkung bereitet die Missionare darauf vor, daß mit dem Fortschritt der Mission auch die Volkseigenthümlichkeiten einen neuen Grad von Bedeutung gewinnen werden; erst zurückgedrängt durch die erste Liebe, wie durch die unbezweifelte Ueberlegenheit des Missionars, werden sie, jemehr die Bekehrten an geistiger Bildung ihm ebenbürtig werden, in Wort und Schrift wieder hervorbrechen, schlummernde Leidenschaften anfachen und nicht ohne schwere Geduldsprüfungen auf das richtige Maaß von Geltung, das sie ansprechen dürfen, sich zurückbringen lassen. — Daraus folgt der dritte Rath: „Sobald eine Gemeinde gesammelt ist, werde sie als eine Volkskirche organisirt!" Das System, eingeborene Gemeinden durch europäische Pastoren leiten zu wollen, habe sich als ungenügend erwiesen. Der Missionar sei dem auf einer viel niedrigeren Bildungsstufe stehenden Volke gegenüber viel zu stark geworden, habe dessen eigenste Kräfte mehr erdrückt als entwickelt, daher solche Gemeinden den Kinderschuhen nie entwachsen.

Für unsern Gegenstand ist das bedeutendste der vierte Wink, der also lautet: „In dem Maße als die eingeborne Kirche einen Nationalcharakter annimmt, wird sie die konfessionellen (eigentlich Denominations-) Unterschiede beseitigen, die jetzt von fremden Missionsgesellschaften eingeführt werden. — Wir Anglikaner sind durch unsre Grundsätze verpflichtet, jede aus den Heiden gesammelte Gemeinde nach der Ordnung der englischen Kirche heranzuziehen. Aber unsre Liturgie spricht es bereits aus, daß jede Volkskirche frei sei, ihre Ceremonien zu ändern, und sich nach dem Geschmack ihrer Nation einzurichten. So sehen denn wir der Zeit entgegen, da die Kirchen Indiens eine solche Größe und Reife erlangt haben werden, daß sie es wagen dürfen, sich nach ihrem Verständniß der heiligen

Schrift selbst eine Form zu schaffen. Haben wir ihnen evangelische Wahrheit mitgetheilt und sie mit tüchtigen Zeugen der Wahrheit ausgerüstet, so ist unser Werk gethan. Möge diese Erwägung euer Verhältniß zu andern christlichen Missionen, ja auch zu den unregelmäßigen Arbeiten unabhängiger Evangelisten, beeinflußen, so daß ihr mit freudigem Mitgefühl auf alles blicken könnt, was durch irgend welche Individuen für die Hebung des Volks mittelst Lehre, Schrift oder Beispiel geschieht!"

Aus allem diesem ergiebt sich fünftens die Folgerung, daß die rechte Stellung des Missionars außerhalb der eingebornen Kirche liegt, und daß seine wichtigste Aufgabe darin besteht, eingeborne Hirten und Lehrer heranzubilden; besonders indem er sie lehrt, die Schrift gründlich zu durchforschen, ihre verborgenen Schätze ans Licht zu ziehen und für die Erbauung anderer zu verwenden, während er selbst sich als lebendigen Brief Christi lesbar und verständlich für alle darstelle. Er fahre fort, mit eingebornen Evangelisten auch unter den Heiden zu missioniren. Einer organisirten Gemeinde aber stehe er nicht mehr als Leiter vor, sondern übe seinen Einfluß von außen her, indem er die eingebornen Leiter berathe und der Kirche zu einem tüchtigen Vorrath gründlich gebildeter Werkzeuge für alle ihre Aemter verhelfe, während sie sich nach ihrer angebornen nationalen Art entwickle und auf dem Glauben, der einmal den Heiligen übergeben worden ist, erbaue. Ein alter Missionar hat geäußert: „Ein Sendbote kann sich doch kaum was Höheres wünschen, als daß er das Mittel werde, seis auch nur zwei eingeborne Evangelisten zu bilden und Schritt für Schritt vorwärts zu bringen, denen die Züge des Herrn Jesu tief eingeprägt seien, theils durch den Widerschein von des Missionars eigenem Leben, Charakter und Amtsdienste, noch mehr aber durch seine unausgesetzte Ermahnung, sich in die Klarheit Gottes zu vertiefen, wie sie uns in dem Angesicht Jesu Christi entgegenstrahlt."

Es ließen sich noch manche Betrachtungen an die vorhergehenden Verhandlungen knüpfen. Wir unterdrücken sie, um noch für einige wohlthuende Stimmen aus dem Missionsfelde Raum zu gewinnen, die genügend zeigen, wie tief das Bedürfniß der Einigkeit von Missionaren in Heidenländern gefühlt und in wie manchfacher Weise ihm auch Befriedigung geschafft wird.

Aus Ceylon schreibt der Wesleyaner J. O. Rhodes (Ja-

nuar 1869): „Am ersten Montag jedes Monats haben wir unser 'Concert', d. h. eine Konferenz aller Missionsfamilien auf zwanzig (englische) Meilen um Jaffna her. Unsere Zahl ist kürzlich veringert worden, doch sind wir noch unser zwanzig, ohne die Kinder. Käme ein Freund zu uns, er könnte meinen, wir feiern ein Liebesmahl. Engländer und Amerikaner, Wesleyaner, Bischöfliche, Baptisten und Independenten, wir scheinen alle beim Besprechen des großen Gotteswerkes gar keine Unterschiede vergessen zu müssen, sondern sind wirklich alle Ein Herz und Ein Sinn. Während einige von uns erst den Panzer für den Streit anlegen, finden sich andere ein, welche des Tages Last und Hitze ihre 20, 30, ja 50 Jahre lang getragen haben. Unser Missionspapa, Dr. Spaulding, arbeitet noch immer unter uns mit seinem stillen Humor, seinem scharfen Einblick, seiner kindlichen Einfalt; nach einem halben Jahrhundert ununterbrochenen Dienstes hat er noch die Rüstigkeit des jüngsten Mannes — und möge er uns noch lange erhalten bleiben! Ich meine, wir dürfen uns was zu gute thun auf unsere 'evangelische Allianz', besonders wenn wir bedenken, daß sie nicht wie ein Pilz aufgeschossen ist, sondern mehr als fünfzig Jahre gedeihlichen Lebens hinter sich hat, ohne, soweit ich erfahren kann, eine einzige Unterbrechung der herrschenden Harmonie. Mögen wir alle durch Gottes Gnade fortfahren, so die Einigkeit im Geiste zu halten durch das Band des Friedens!"

Bischof Selwyn von Neuseeland, bekanntlich ein überaus energischer, hochkirchlicher Missionsleiter, hat (November 1864) sich über diesen Punkt stark ausgesprochen: „Wir machen es uns zum Gesetz, unter einer eingeborenen Bevölkerung niemals religiöse Streitpunkte anzuregen oder die Einfalt ihres Glaubens zu schädigen. Würden sich auch die schönsten Aussichten für Missionsthätigkeit vor uns aufthun, dennoch gehen wir nicht darauf ein, wenn der Boden von einer andern Kirchengemeinschaft zuvor besetzt war. Und ich kann es zuversichtlich aussprechen, auf Grund einer über fast die Hälfte des großen Oceans ausgebreiteten Erfahrung, daß wo immer dieses Gesetz religiöser Einigkeit befolgt worden ist, da hat auch das Evangelium seine volle, unumschränkte und unzersplitterte Macht geoffenbart" (s. Miss. Mag. 1869, S. 310).

Der lutherische Missionsinspektor Plath hat in seiner geistreichen Skizze: „Der Weltverkehr und die Kirche" ein großartiges

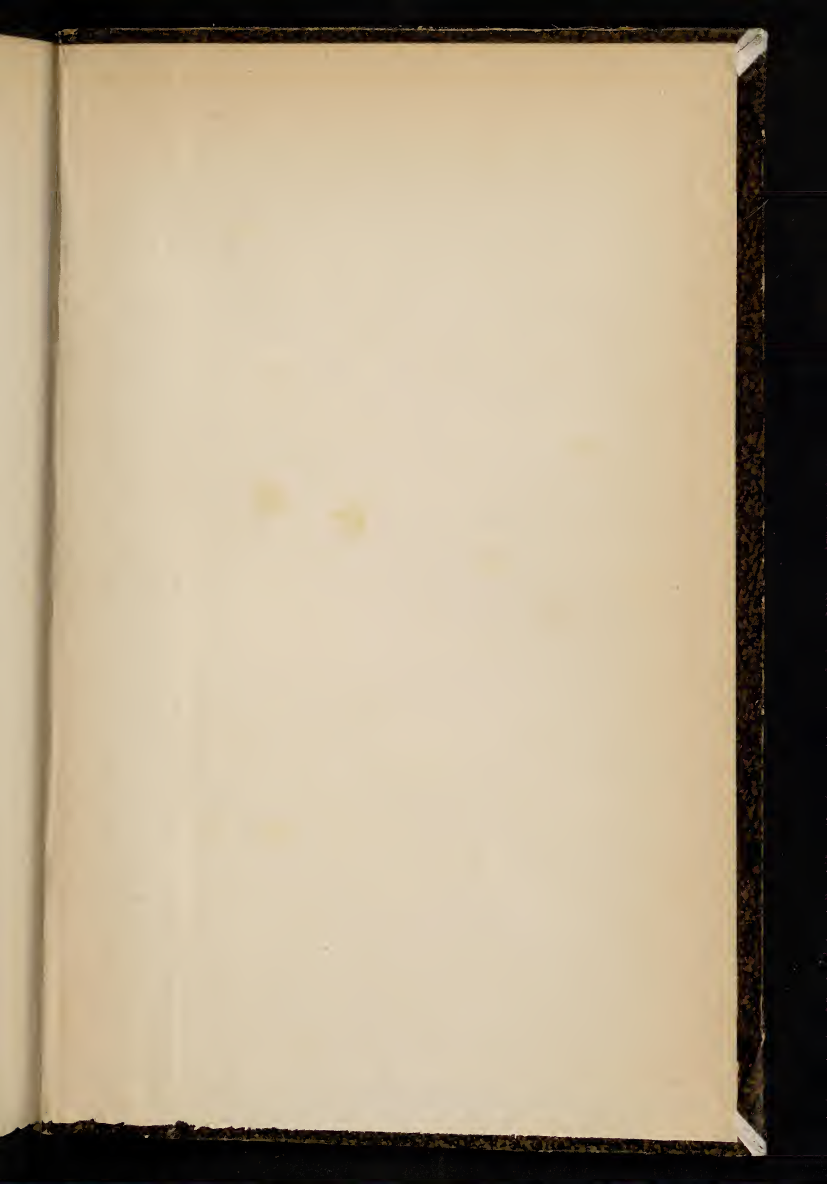
Bild der Anforderungen entworfen, welche der riesenmäßig sich entwickelnde Weltverkehr an die Kirche macht. Er sieht, wie derselbe „die Gegensätze großer Gemeinschaften und ihre Besonderheiten, die scharfen Kanten und spitzen Ecken abzuschleifen und zu mildern beginnt,“ und findet, daß, wie jetzt die Eine Katholische Kirche in Bruchstücken besteht, in welchen verschiedene, fast diametral entgegengesetzte und doch relativ wahre christliche Anschauungen sich verkörpert haben, eine höhere Hand die einzelnen Bestandtheile des Kunstwerks doch wieder zusammensetzen wird, auf daß das Ganze in mackelloser Schöne seinen Schöpfer preise. „Zu einem harmonischen Zusammenklingen der bisher disharmonirenden Anschauungen gelangen im Lauf der Jahrhunderte die verschiedenen Konfessionen so gewiß, als es nur Eine Kirche gibt, als die Menschheit nur Eine ist und als es des HErrn Wille so bestimmt hat. Schon mehren sich die Symptome, daß in demselben Maße, als die Heidenwelt, der Muhammedanismus und das Judenthum unterwühlt und überwunden, und durch Siege an den Grenzen neue Gebiete erworben werden, innerhalb der zerspalteten Christenheit, im Herzen ihrer rechten Vertreter das Bewußtsein um die wahre Katholicität wächst.“

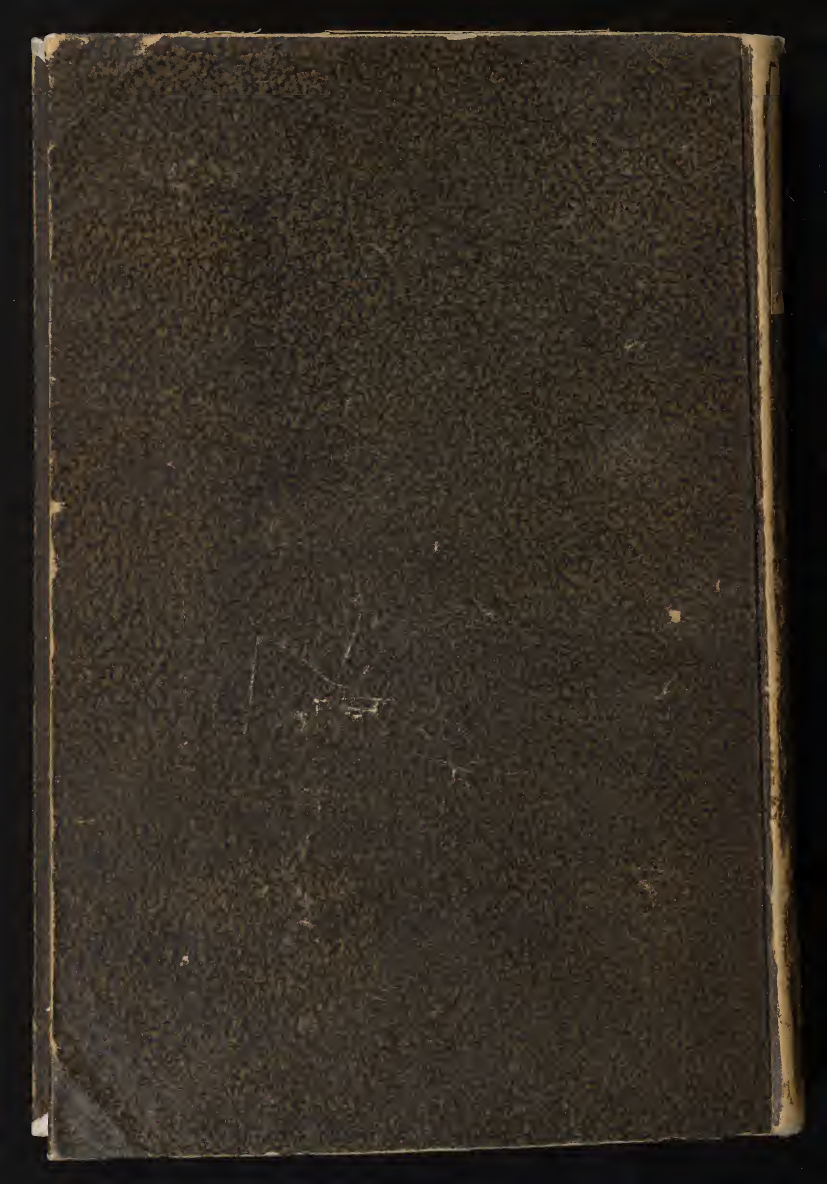
Eine Rundschau in Jerusalem.

Ein Deutscher, D. E., der, wie anderwärts verlautet, durch 10jährigen Aufenthalt mit Jerusalem vertraut ist, hat kürzlich in Gelzers Monatsblättern (März und April 1869) eine Schilderung der kirchlichen Verhältnisse Palästinas, insbesondere seiner Hauptstadt Jerusalem gegeben, die aller Beachtung werth ist. Versuchen wirs, den hauptsächlichsten Inhalt dieser Rundschau unsern Lesern mitzutheilen, indem wir zugleich Dr. Wolffs eingehende Schilderung des heutigen Jerusalems berücksichtigen.*)

„Um die Grabeskirche her, den Gegenstand höchster Verehrung

*) Sieben Artikel über Jerusalem, aus den Jahren 1859—69, von Dr. Ph. Wolff. Stuttgart 1869.





Die Denomination und die Missionskirchen.

Es wird gegenwärtig auch in politischen Zeitschriften anerkannt, daß wir in einer Zeit leben, in der die religiösen Gegensätze ebenso schroff hervortreten, als das Bedürfniß ihrer Versöhnung lebhaft empfunden wird.*) Wie sind nur die Herzen glaubiger Katholiken unserer Tage getheilt zwischen dem Wunsch einer Stärkung des alternden Papstthums, und dem Verlangen nach einer freieren Entwicklung der Landeskirchen! Wenn Tausende ihre Hoffnung auf das kommende Concil setzen, das die Unfehlbarkeit des Papstes proklamiren soll, bekennen doch auch gar viele mit F. Baader und Chateaubriand, daß der Katholicismus die Stärke des Papstthums sei, so wie das Papstthum die Schwäche des Katholicismus. Welcher Richtung oder Schule die größere Kraft inwohne, wollen wir hier nicht untersuchen; wir glauben auch nicht, daß der Ausspruch des Concils, wie er immer ausfallen mag, den Sieg der einen oder andern Partei endgiltig entscheiden wird.

Sehen wir zunächst auf die vielgetheilten protestantischen Kirchen, so erkennen wir in ihnen denselben starken Zug, sowohl den zur Verschärfung der Gegensätze, wie den zu ihrer Vereinigung oder Vermittlung. Wie schroff manchmal die Vertreter der einzelnen Gemeinschaften auftreten, wissen wir wohl alle genugsam: sind doch erst neulich Reformirte und Unirte mit Zulukaffern verglichen worden; der eifrige Baptist aber steht darin dem strengen Lutheraner um nichts nach, noch wird ein ächter Sohn der freien Kirche Schott-

*) „Die Lösung der religiösen Zeitfrage." Beilage zur Allg. Zeitung 1869. Nro. 147.